

Thomas Manns erstes Schweizer Exil 1933-1938

Autor(en): **Wysling, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Blätter der Thomas Mann Gesellschaft Zürich**

Band (Jahr): **26 (1995-1996)**

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1052868>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Thomas Manns erstes Schweizer Exil 1933-1938

Von Hans Wysling

I

So paradox es klingt: Thomas Mann, der geistige Führer der Emigration, ist nie emigriert. Er ist einfach draussen geblieben, und das kam so: Am 10. Februar 1933 hatte er in München seinen Vortrag «Leiden und Grösse Richard Wagners» gehalten. Er wiederholte den Vortrag in Amsterdam, Brüssel und Paris und begab sich Ende Februar zu einem geplanten Erholungsaufenthalt nach Arosa. Hitler hatte die Macht am 30. Januar 1933 übernommen, am 27. Februar brannte der Reichstag. Es ging nun alles Schlag auf Schlag, ich brauche das hier nicht im einzelnen zu wiederholen. Zuerst zu verspüren war eine rasante Änderung des Klimas. Die Medien schwenkten augenblicklich. Klaus und Erika warnten die Eltern von München aus telephonisch vor dem «schlechten Wetter» in Deutschland. Aber erst nachdem sie Klartext gesprochen hatten, begann Thomas Mann zu fassen, was sie meinten – und wollte es lange Zeit nicht glauben.

Die erste Reaktion war eine Art Lähmung (TB 18. März 1933):

Nach dem Erwachen zunehmender Erregungs- und Verzagheitszustand, krisenhaft, von 8 Uhr an unter K's Beistand. Schreckliche Excitation, Ratlosigkeit, Muskelzittern, fast Schüttelfrost u. Furcht, die vernünftige Besinnung zu verlieren. Unter dem Zuspruch K.'s, mit Hilfe von Luminaletten u. Kompresse langsame Beruhigung und Möglichkeit, Thee u. ein Ei zu nehmen. Cigarette.

Mehr noch als die Wut machte ihm die Ohnmacht zu schaffen. Jeder Tag brachte Nachrichten von «neuen Mord- und Schandgeschichten», von «fortlaufenden regulären Gewalttaten politischer Art» – das Tagebuch berichtet es. Schon Mitte März notiert Thomas Mann: «Wüste Misshandlungen von Juden». Seine Frau war Jüdin, seine Kinder waren Halbjuden. Es war nicht daran zu denken, das Münchner Haus wieder zu beziehen, bevor der ganze Spuk vorbei war. Aber der Spuk dauerte Jahre und führte bei Thomas Mann zu quälenden, tief niedergedrückten und hoffnungslosen Zuständen, zu einer Art «seelischer Wurzelhautentzündung» (TB 4. November 1933), in dunkelsten Momenten auch zur «Verzweiflung an meiner Lebensfähigkeit» (TB 15. März 1933).

Ein Ereignis traf ihn in den ersten Wochen des Schweizer Exils persönlich: Am 19. April, in Lugano, hielt er den «Protest der Richard-Wagner-Stadt München» in Händen. Darin heisst es, niemand, auch nicht Herr Thomas Mann, sei dazu berechtigt, Wagner so zu kritisieren, wie das im Vortrag «Leiden und Grösse Richard Wagners» geschehe. (Wagner war unterdessen zum Nationalkomponisten

der Nazis aufgerückt.) Unterschrieben war der Protest von einer langen Reihe von Münchner Persönlichkeiten, darunter Pfitzner und Knappertsbusch. Von diesem ist, wie man jetzt herausgefunden hat, der «Protest» auch inszeniert worden. «Frank», heisst es im Tagebuch am 19.4.1933, «überbrachte das hundsfüttische Dokument. Heftiger Choc von Ekel und Grauen, durch den der Tag sein Gepräge erhielt.»

Dass an eine Rückkehr nach München nicht mehr zu denken war, wurde Thomas Mann vielleicht erst jetzt vollends klar. Was nun? Er wusste buchstäblich nicht, wo er sein Haupt hinlegen sollte. Venedig, Wien, Prag, Strassburg und andere Ortschaften wurden erwogen, auch Basel und Zürich. Schliesslich zog Thomas Mann im Sommer 1933 nach Sanary-sur-Mer, wo ihm René Schickele ein mietbares Haus vermittelt hatte. Hier in Südfrankreich besammelte sich eine ganze Kolonie deutscher Emigranten: Heinrich Mann war da, Lion Feuchtwanger, Franz Werfel, Ludwig Marcuse, Brecht, Piscator usw. Einige nahmen Wohnung, andere zogen nur vorbei. Sie trafen sich fast täglich, warteten und redeten, schimpften und ängstigten sich. Das Schlimmste war die Ungewissheit. Thomas Mann wollte damals ein «Buch des Unmuts» herausgeben: Alles, was sich im Tagebuch an Angst und Wut abgelagert hatte, wäre in diesem Buch gesammelt worden. Aber das Buch ist nicht zustande gekommen. Thomas Mann hat diese Blätter erst 1946 unter dem Titel «Leiden an Deutschland» publiziert.

Am 28.9.1933 zog Thomas Mann in das Haus an der Schiedhaldenstrasse 33 in Küsnacht bei Zürich ein. Er hatte Sanary nur als Provisorium betrachtet und freute sich darüber, nun wieder in seinem angestammten Sprachgebiet zu wohnen. Es gelang ihm, einzelne Möbelstücke und auch die Joseph-Bibliothek aus München in die Schweiz schmuggeln zu lassen; Kinder und Freunde waren dabei behilflich. Die Möbel gingen über Badenweiler, wo Schickele und Annette Kolb gewohnt hatten, nach Basel, an eine Familie Bernoulli. Am 30. Oktober trafen 40 Kisten mit Münchner Hausrat ein: «Viel Silber, Kleider, Mäntel, Schuhzeug, Tisch- und anderes Leinen, Theegerät und Kunstgegenstände. Der siamesische Krieger steht wieder vor mir auf dem Schreibtisch, der vielleicht noch durch den «wirklichen» nebst Stuhl ersetzt wird; auf der Truhe der Halle die Schwegerle-Büste, die [mich] 40jährig darstellt. Etc.» Weiteres kam nach. Schliesslich war fast alles Unentbehrliche wieder da: der «wirkliche» Schreibtisch mit den beiden Kerzen zu Häupten des Manuskripts, im Garten der Hermes des Lysipp. Die gewohnte Umgebung war zur Not wieder hergestellt.

Was aber geschah mit dem Haus in München? Es wurde beschlagnahmt und einer hitler-tollen Amerikanerin zur Verfügung gestellt. Später wurde es ein «Lebensborn»-Heim. In solchen Heimen wurden Kinder aufgezogen, die von rassereinen Eltern gezeugt und geboren worden waren unter dem Motto: «Wir schenken dem Führer ein Kind.» Genug, genug.

Was in den folgenden Jahren in Deutschland und Europa alles geschah, will ich nicht kommentieren: Röhm-Mord, die Judenverfolgungen, Ankurbelung der Wirtschaft, Autobahnen, Aufrüstung, Kraft-durch-Freude-Rummel, die Hitler-

Reden. Später dann die Annexionen und Einmärsche. Thomas Mann verfolgte das alles mit ohnmächtigem Zorn und zunehmender Angst.

Eines wusste er freilich nicht: dass seit dem 19.7.1933 bei der Bayerischen Politischen Polizei ein Schutzhaftbefehl auf ihn wartete. Unterzeichnet war er von Oberführer Reinhard Heydrich, dem Mann also, der später mit der «Endlösung der europäischen Judenfrage» beauftragt wurde.

II

Thomas Manns Gedanken kreisten in den Jahren 1933-1938 mehr um Deutschland als um die Schweiz. Das ist verständlich. Die Schweiz war nicht Gegenstand seiner Sorge. Er war dem Land dankbar, weil es ihm die Lebensbedingungen bot, die er brauchte. Die Schweiz war für ihn das kleine, tapfere Land, das sich gegen Hitler sperrte. Die Bevölkerung war von einem starken Wehrwillen erfüllt. Was sich in der schweizerischen Politik gegenüber Deutschland und Italien abspielte, konnte Thomas Mann täglich in den Zeitungen verfolgen; als Gast musste er darauf verzichten, Stellung zu nehmen.

Kam dazu, dass die Schweizer ausgesprochen deutschfeindlich eingestellt waren. Was denn sonst? Man hörte ja täglich Radio – Rundfunk musste man jetzt sagen. Man hörte das Gebrüll Hitlers und die schneidenden Zynismen seines Propagandaministers. Man hörte aber auch, was vielleicht noch schlimmer war, die deutschen Touristen im Lande, von denen einzelne bereits Ratschläge zu erteilen begannen, man hörte Drohungen – «und die Schweiz, das Stachelschwein, nehmen wir im Heimweg ein». Das ertrug man nicht, von der Sache her nicht, von der Sprache her nicht. Man stellte dem Ganzen das gegenüber, was man «geistige Landesverteidigung» nannte, und dazu gehörte nicht zuletzt auch die Versteifung auf den Schweizer Dialekt und die Schweizer Eigenart. Diese Eigenart wurde 1939 in der Landesausstellung am Zürichsee zu einer trotzigigen Manifestation. Ich war damals noch ein Kind, kam 1939 ans Gymnasium, 13jährig. Aber ich erinnere mich, wie Eltern und Lehrer täglich gegen deutsche Anmassung und Bolzigkeit schimpften.

Auf der Strasse unterschied man nicht zwischen Touristen und Emigranten. Wie auch? Wer Hochdeutsch sprach, kam von draussen, er hatte hier nichts zu suchen. Zusammenstösse liessen sich nicht vermeiden. Das bekamen auch die Manns zu spüren. Frau Katia zum Beispiel soll sich in einer Metzgerei – oder war es ein anderes Geschäft? –, als da schon viele Frauen warteten, ungeduldig auf die Zehenspitzen gestellt haben: «Ich bin Frau Thomas Mann!» Man kann sich vorstellen, wie sich der Metzger nun stumm, unter ebenso stummer Entrüstung der anwesenden Frauen, der Einhaltung demokratischer Regeln befloss. Man muss umgekehrt auch Frau Mann verstehen: In München war sie ganz selbstverständlich immer sogleich bedient worden. Eine andere Anekdote erzählt man sich über den Verkehr mit einem Nachbarn. Dieser liess, es waren patriotische Zeiten, in seinem Garten eine Fahnenstange aufstellen. Bei Wind nun schepperte das Kabel gegen die

Stange. Thomas Mann fühlte sich gestört und schrieb dem Nachbarn, er solle die Stange entfernen oder sonstwie für Ruhe sorgen. Darauf der Nachbar: Er könne nicht verstehen, dass Thomas Mann sich aufrege: «Das Kabel ist aus Thomas-Stahl, die Röhre kommt von Mannesmann.» *Se non è vero, è ben trovato.*

Dass solche Erlebnisse den Alltag der Familie Mann nicht erleichterten, leuchtet ein. Es gibt eine Äusserung Thomas Manns (TB 13. Oktober 1933), die deutlich genug ist. Es war bei Mittagessen, Erika war da, andere Gäste. Man sprach «über den komplizierten u. schwierigen, verkniffenen, neurotischen Charakter der Schweizer». Das gibt mir Gelegenheit zu einem historischen Exkurs. Auf seiner dritten Schweizerreise, 1797, hat Goethe am 17. September festgehalten, es falle ihm auf «ein bestimmter stierer Blick der Schweizer, insbesondere der Zürcher». Ich beeile mich klarzustellen, dass unser Botschafter kein Zürcher ist, er hat in Zürich lediglich Latein und Griechisch gelernt. Ich bin einer. Und um mein Selbstbewusstsein zur Not wiederherzustellen, zitiere ich jetzt auch, was der preussische Dichter und Offizier Ewald Christian von Kleist am 22.11.1752 nach Hause schrieb: «Zürich ist wirklich ein unvergleichlicher Ort, nicht nur wegen seiner vortrefflichen Lage, die *unique* in der Welt ist, sondern auch wegen der guten und aufgeweckten Menschen, die darin sind. Statt dass man in dem grossen Berlin kaum 3-4 Leute von Genie und Geschmack antrifft, trifft man in dem kleinen Zürich mehr als 20-30 derselben an [...] und sind dabei lustige und witzige Schelme.» Die Zürcher zitieren diesen Satz bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit und strecken in seinem Abglanz wohligh die Beine.

Thomas Mann hat nur mit wenigen Zürichern verkehrt. Am engsten war er mit dem Verleger Oprecht verbunden, der sich Tag und Nacht für die Emigranten einsetzte, der schliesslich auch «Mass und Wert» herausgab. Die Verbindung zu andern Schweizern, auch den Literaturen, war eher lose. Das mochte mit der Zurückhaltung und einer gewissen Verklemmtheit der Schweizer einiges zu tun haben. Es hatte aber auch damit zu tun, dass Thomas Mann ja ohnehin kein umgänglicher Mann war – und zudem eine Nummer zu gross. Er war und blieb ein einsamer Wolf, auf sein Werk bedacht und seine eigenen Kreise. Im Praktischen ging es um die Frage, ob er überhaupt seine Werke noch herausbringen könne. Solange seinem (jüdischen) Verleger Bermann Fischer der deutsche Markt noch offenstand, war Thomas Mann finanziell gesichert. Die Schweiz war zu klein, Österreich war zu klein. In diesem Zusammenhang ist ein Tagebucheintrag vom 3.5.1933 zu verstehen, der von Thomas Manns geheimer Hoffnung spricht, der Spuk in Deutschland gehe vorbei, dann könne an eine Rückkehr gedacht werden: «Ich bin es, der hier ein entschlossenes Handeln verzögert hat, wobei es mir aber weniger um die Rückkehr ins Gewohnte zu tun war, als um die Idee, dass selbst das unselig-verworrenste Deutschland noch eine grosse Angelegenheit bleibt, während die Schweiz – Sie hat grosse Vorzüge. –» Die Schweiz, wir sagten es, war ihm zu klein. In Deutschland konnte das Zehnfache seiner Werke und Artikel abgesetzt werden; Fischer war ein Grossverlag, er ermöglichte eine europa- und weltweite Wirkung. Und darüber hinaus war Deutschland eine europäische Macht, auch

wenn es jetzt in die Irre ging. Mit dieser Macht waren grössere Schicksale verbunden als mit dem kleinen Land, das keine Aussenpolitik hatte, keine europawirksame Wirtschafts- und Kulturpolitik. Die Schweiz konnte ihm nicht das bieten, woran er sich im Kaisertum und in der Weimarer Republik gewöhnt hatte: eine internationale Resonanz.

Das war es, was Thomas Mann über alle Bedrohtheit hinaus zu schaffen machte: Sein Werk konnte nicht mehr atmen. Aller Austausch mit der Welt drohte unterbunden zu werden. Was vor der Tür stand, war die Gefahr des Erstickens. Es gab immer augenscheinlicher die Gefahr politischer, militärischer, physischer Vernichtung, es gab aber auch von Anfang an die Gefahr psychischer Lähmung und Abschnürung. Er war, wie der Held seines Joseph-Romans, in eine Grube geraten und wusste nicht, ob er sich je aus dieser Grube werde befreien können.

III

Das führt mich zur Hauptfrage: Wie konnte Thomas Mann der Lähmung, die sich in diesen Jahren immer zäher auf ihn legte, widerstehen? Was half ihm durch diese tödliche Strecke seines Lebens? Die Antwort lautet: sein Werk. Ich meine das nicht einfach in dem allgemeinen Sinn, dass Arbeit das beste Heilmittel gegen Verzweiflung ist. Die Werke, an denen Thomas Mann damals arbeitete – «Joseph und seine Brüder», «Freud und die Zukunft», «Lotte in Weimar» –, hatten sehr viel zu tun mit dem, was in ihm vorging. Sie waren autobiographisch in einem fast bestürzenden Sinn, und sie hoben dieses Autobiographische in einen welthistorischen Rahmen – auch wieder in einem bestürzenden Sinn.

Zur Selbstrettung zunächst. «Joseph und seine Brüder»: Das war kein zeitferner, eskapistischer Roman. Es ging Thomas Mann in diesem Werk um nichts Geringeres als die Erforschung der eigenen und der menschheitlichen Lebensgrundlagen. Ein erstes: Der biblische Joseph ist ein Erwählter, der alle Fährnisse des Lebens unbeschadet überlebt. Das Bewusstsein seiner Erwähltheit wird ihm schon früh durch zwei Träume eingegeben: Im Garbentraum steht seine Grube hoch aufgerichtet auf dem Felde, und die Garben seiner Brüder neigen sich vor ihr. Im zweiten Traum neigen sich die Sonne, der Mond und elf Sterne – also Eltern und Brüder – vor ihm. Die Brüder sind von Neid erfüllt und werfen ihn in eine Grube. Joseph aber wird befreit, kommt nach Ägypten und steigt dort zu höchsten Rängen auf: Er wird zum «grossen Ernährer».

Erzählt wird also die Geschichte eines Gesegneten, eines Glückskindes, das allen Widerwärtigkeiten zum Trotz sich hält, alle Gefahren besteht und schliesslich von den Göttern aufgenommen wird. Es ist ein uraltes Erzählmuster, das Thomas Mann hier erzählt und das er immer wieder erzählt hat: Die Geschichte von Erniedrigung und Erhöhung, von Höllenfahrt und Himmelfahrt, Katabasis und Anabasis, ein Menschheitsmuster, vorgegeben bei Herakles, Odysseus, Aeneas, Christus, Dante, Faust und Simplizissimus – sie alle sind hinuntergestiegen in die

Unterwelt (ob als Mutige oder als Verdammte), sie alle sind aufgestiegen zum Olymp oder ins Paradies.

Sie werden fragen: Was hat das alles mit Thomas Mann zu tun? Es gehörte zu den unabdingbaren Gewissheiten seines Lebens, dass er ein Glückskind war, ein Hans im Glück, dem alle Tische sich decken, ein Aladdin mit der Zauberlampe, dem jede Schatzkammer sich öffnet, ein Klumpen-Dumpe, der die Treppe hinunterfällt und doch die Prinzessin zur Frau erhält. Felix war der Name eines seiner Helden, und diesem Felix gelingt es, den Menschen angenehm zu sein und ihnen ein Glücksgefühl zu vermitteln. Auch Joseph war eine Felix-Natur, auch Goethe. Und Thomas Mann hatte von Kind auf die Gewissheit, ein Sonntagskind zu sein. Er war ein Träumerhans, der an seine «Gotteskindlichkeit» (GW XII, 381) glaubte.

Er wusste nicht nur von seiner Erwähltheit, er wusste auch von der Heimsuchung. Aber alle Heimsuchung konnte ihm im letzten nichts anhaben: Er widerstand den Gefahren wie Andersens standhafter Zinnsoldat, er ritt schrecklos durch die Fährnisse wie Dürers «Ritter zwischen Tod und Teufel». Er war soldatisch, wenn auch nicht Soldat. Sein Lebenslauf war «heroisch»; er wusste es von Schopenhauer: Das Höchste, was ein Mensch bestehen konnte, war ein «heroischer Lebenslauf».

Bei Schopenhauer nun hatte Thomas Mann auch gelesen, dass jeder Mensch im Grunde nichts anderes tut, als seinen Traum zu verwirklichen, ob es nun der Traum von einer Lorbeerkrone oder von einem Glücksstern war. Das geheimste Trachten eines Menschen ist immer auf die Verwirklichung dieses Traums ausgerichtet. Was einer *ist*, das *wird* er eben; das *esse* kommt vor dem *operari*, das Sein vor dem Tun. Jeder wird, sagt Schopenhauer, zum «Theaterdirektor seiner Träume»: Er gestaltet den ursprünglichen Traum.

1933 nun hatte Thomas Mann den Eindruck, es sei mit seiner Glückskindschaft vorbei. Es gibt zwei, drei Stellen im Tagebuch, die genau auf diesen Punkt eintreten, die zeigen, wie sehr bei Thomas Mann Lebens- und Werkerfahrung in eins gingen, wie sehr er das, was er erlebte, auf das bezog, was er im Traum schon vorerlebt oder im Werk schon vorgestaltet hatte.

Am 23.6.1933 notiert er sich – es ist eine der Schlüsselstellen seines Tagebuchs überhaupt –:

Dachte in der Stille des Abends über mein Leben nach, seine Pein und Schwere von früh an und seine Gunst vermöge gewisser glücklicher Seiten meines Charakters. Ich glaube doch, zuletzt werde ich seiner recht müde sein – und nicht nur seiner, sondern damit auch, im Gegensatz zu den metaphysischen Hoffnungen und Sehnsüchten meiner Jugend, des Lebens überhaupt. Genug, genug! Wenn man das am Ende sagt, so meint man nicht nur die eigene «Individuation», man meint das Ganze – aus der wahrscheinlich zutreffenden Erkenntnis wohl: Viel anders ist es nie. Der Sinn des Wortes «lebensmüde» ist nicht persönlich, er ist umfassend. –

Da ist alles drin. Thomas Manns Angst in jenen Tagen – und das löste ja die «seelische Wurzelhautentzündung» aus – war die Angst, mit seiner Glückskindschaft sei es vorbei. «Lebensmüde» wird er in dem Augenblick, wo sein Glaube an die traumgesicherte Gunst seines Lebens bedroht ist. Das Geheimnis dieses Lebens ist der Glaube an die Unverletzlichkeit, ja die Unberührbarkeit des anfänglichen Traums von der Glückskindschaft.

Ein etwas späterer Tagebuch-Eintrag zeigt nun, dass dieser Glaube die Anfechtungen trotz allem überstanden hat (22.9.1933):

Die Zukunft ist ungewiss, wie sie es im Grunde immer ist, und nur darauf darf ich wohl mit einer Art von natürlicher Sicherheit rechnen, dass der bei aller Schwierigkeit glückliche Grundcharakter meines Lebens sich auch unter Umständen durchsetzen wird, die mir anfangs den Atem nahmen.

Thomas Mann war von spätestens diesem Tag an überzeugt, dass sich «der bei aller Schwierigkeit glückliche Grundcharakter» seines Lebens durchsetzen werde – in Joseph-Bildern gesprochen: dass er aus der Grube der Verzagtheit und Lebensmüdigkeit aufsteigen und seinen Glückskind-Weg fortsetzen werde.

Zur Rettung des humanen Gedankens nun. Bei seinen Freud-Studien hatte Thomas Mann gelernt, dass jeder Mensch bewusst oder unbewusst in Spuren geht, dass er bestimmten Lebensmustern folgt. Joseph folgt mit seinen Grubenfahrten z.B. jenen uralten Gottheiten, die mit dem Abdorren des Lebens in den Boden fahren und mit dem Erwachen der Fluren wieder auferstehen. Es sind Vegetationsgottheiten, Tammuz in Babylonien, Osiris in Ägypten, Adonis in Griechenland. (Auch Christi Sterben und Auferstehen zitiert solche Mythen, nur mit anderem Anspruch.) Jeder Mensch, ob er es weiss oder nicht, lebt in solchen Wiederholungen und Nachahmungen. Thomas Mann weist in seinem Freud-Vortrag von 1936 darauf hin, und er tut es in Formeln, die von da an sein Leben und sein Werk als geträumte Taten ausweisen. Wer konnte noch trennen zwischen Schicksal und Charakter, zwischen Geschehen und Tun?

Der Charakter ist eine mythische Rolle, die in der Einfalt illusionärer Einmaligkeit und Originalität gespielt wird, gleichsam nach eigenster Erfindung und auf eigenste Hand, dabei aber mit einer Würde und Sicherheit, die dem gerade obenauf gekommenen und im Lichte agierenden Spieler nicht seine vermeintliche Erst- und Einmaligkeit verleiht, sondern die er im Gegenteil aus dem tieferen Bewusstsein schöpft, etwas Gegründet-Rechtmässiges wieder vorzustellen und sich, ob nun gut oder böse, edel oder widerwärtig, jedenfalls in seiner Art musterhaft zu benehmen. (GW IX, 494)

Nachfolge ist also nicht sklavisches In-Spuren-Gehen; sie ist Spiel, bedeutet eine «neue Heiterkeit des Erkennens und Gestaltens». Der Mensch erkennt, dass er nicht in das Prokrustesbett des Vorgegebenen eingespannt ist, sondern die Freiheit

des Gestaltens hat, und diese Freiheit sichert ihm die Heiterkeit. Kunst hatte damit die Aufgabe – und auch die Möglichkeit –, Freude zu stiften, und das gerade in Zeiten, wo solche Freude immer aufs neue erstickt zu werden drohte.

Garant solcher Freude war im Roman schliesslich Hermes, der lächelnde Gott, der mit seinem Zauberstab Wege und Stege öffnet; der verbindend-verbindliche Gott, der Beziehungen stiftet zwischen den Menschen, aber auch zwischen Menschen und Göttern, auch zwischen Hades und Olymp. Diesen Hermes nun hatte Thomas Mann schon in der Münchner Zeit in seinem Garten aufgestellt – den Hermes von Lysipp, und er war glücklich, ihn auch in Küsnacht wieder aufstellen zu können. Auch Hermes, der Glücksgott, gehörte zum frühen Traum. Thomas Mann hat im Aufsatz «Kinderspiele» (1904) und dann wieder in einem Brief an Kerényi davon geschrieben: «Ich hüpfte als Hermes mit papierenen Flügelschuhen durch die Zimmer, ich balancierte als Helios eine glanzgoldene Strahlenkrone auf dem ambrosischen Haupt.» Den Hermes zu spielen, Hermes zu sein, das hiess für den Künstler Thomas Mann: im Reichtum der Beziehungen die «Einheit des Menschengeistes» sichtbar zu machen – und damit den Mythos jenen zeitgenössischen Barbaren aus den Händen zu winden, die der Welt die Superiorität der germanischen Mythen vordemonstrieren wollten mit Jung-Siegfried und Wotan und Walhall. Joseph wird also auch im Politischen zur Gestalt, die Thomas Mann der Zeit und deren Starr- und Sturheiten entgegenhält. Nicht vereinzeln soll der Mythos, sondern vereinen.

Zur Rettung der Künstlerschaft endlich. Das Werk, an dem Thomas Mann im ersten Schweizer Exil zuletzt arbeitete, «Lotte in Weimar», führt all diese Gedanken weiter. Die Vatergestalt, die Thomas Mann hier in den Mittelpunkt rückt, ist Goethe. Goethe war den Deutschen in den dreissiger Jahren durch Wagner und dessen nationale Mythen mehr und mehr verdeckt worden. Thomas Mann zeigt nun, dass in Goethe das Menschheitliche Gestalt geworden ist. Auch Goethes Werk steht mit seinen Verbindungen zu Griechenland, zu Rom, zum persischen, indischen und chinesischen Bereich für die Einheit des Menschengeistes. In Goethes Nachfolge hatte Thomas Mann sich selbst immer entschiedener gestellt (GW IX, 498 f.):

Die Vaterbindung, Vaternachahmung, das Vaterspiel [...] – wie bestimmend, wie prägend und bildend wirken diese Infantilismen auf das individuelle Leben ein! Ich sage: «bildend»; denn die lustigste, freudigste Bestimmung dessen, was man Bildung nennt, ist mir allen Ernstes diese Formung und Prägung durch das Bewunderte und Geliebte, durch die kindliche Identifikation mit einem aus innerster Sympathie gewählten Vaterbilde.

Thomas Mann wusste, wovon er sprach. Seine Generation, durch Nietzsche verunsichert, hatte keine festen Orientierungen mehr. Gott ist tot. Die moralischen Ideale der Aufklärung waren tot. In dieser Situation des Verlustes der Werte hatte sich Thomas Mann von früh auf an Vor- und Vaterbilder gehalten, die seinem

Leben innere Sicherheit und Anregung gaben, und immer entschiedener hatte er sich in die «imitatio Goethe's» gestellt, die ihn schliesslich die Reihe seiner Werke vergleichen liess mit denen Goethes: den «Tonio Kröger» mit «Werther», die «Bekenntnisse» des Felix Krull mit «Dichtung und Wahrheit», den «Joseph» mit einem frühen Goethe-Plan; und Goethes «Faust» spielt ja vom «Zauberberg» an in alle Werke Thomas Manns hinein. Das heisst: Goethes Werk wurde für Thomas Mann zum lebenslangen produktiven Reiz. Ohne diesen Sporn und Stachel wäre sein eigenes Werk vielleicht nicht zustande gekommen, jedenfalls hätte es kaum die Höhe erreicht, die ihm dann tatsächlich zu erreichen beschieden war. Thomas Mann hat mit dieser *imitatio* nicht nur seinen eigenen Nihilismus bekämpft; er hat seinem Werk damit auch die Wirkung auf andere gesichert. Man kann über diese Goethe-Nachahmung denken, wie man will; eines wird man Thomas Mann nicht vorwerfen können: er sei in der Wahl seines Vorbildes zu bescheiden gewesen. Die Absicht war klar: «Es kommt darauf an, sein Leben subjektiv, im Spiel, möglichst hoch zu steigern. Geschieht das mit Phantasie und Intensität, so werden andere veranlasst, an dem Spiel teilzunehmen.» So am 8.11.1953 noch im Tagebuch. Aus dem produktiven Reiz entstand die Selbsthochsteigerung, in ihr zeigte sich der Führungsanspruch des Künstlers: Sein Werk konnte auf andere wirken, Forderungen an sie stellen, falsche Ansprüche in ihnen und in ihrer Umwelt bekämpfen, eine grössere Selbstsicherheit und damit Vertrauen und Freude schaffen.

Ich komme zum Schluss. In seinem Werk, geschrieben in schwieriger Zeit, versichert sich Thomas Mann seiner eigenen Kraft. Dieses Werk gibt ihm Halt, es ist ihm in einem fast biblischen Sinne Stab und Stütze – so wie es im Psalm 23 heisst: «Und ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir, dein Stecken und Stab trösten mich.» Thomas Mann hat in seinem Vortrag «Sechzehn Jahre», in dem er auf den Joseph-Roman zurückblickt, aus diesem Psalm zitiert (GW XI, 670): «Ich bin diesem Werke dankbar, das mir Stütze und Stab war auf einem Wege, der oft durch so dunkle Täler führte – Zuflucht, Trost, Heimat, Symbol der Beständigkeit war es mir, Gewähr meines eigenen Beharrens im stürmischen Wechsel der Dinge.» Beharrlichkeit, Festhalten, Unentwegtheit: Das alles gehört zur Werkfrömmigkeit und Werkgläubigkeit.

Das Werk soll auch, politisch gesehen, das Denken vor dem barbarischen Machtgehaben der neuen Herren schützen. Die Sprache dieser Zeit soll nicht übernommen werden, dem Rassen-Mythos soll ein humaner Mythos, dem nationalen Rausch eine weltgültige Tradition, eben die Kultur des Menschheitlichen, entgegengestellt werden. Die Joseph-Romane werden damit zu einem Bollwerk gegen die Atrozitäten, Brutalitäten und Bestialitäten der Zeit.

Zum Werk, das darf nicht übersehen werden, gehören auch das Tagebuch und das Briefwerk. Im Tagebuch, mit dessen Pflicht zur Rekapitulation und Selbstüberwachung, versichert sich Thomas Mann der Kontinuität seiner Existenz. Es ist ihm in diesen Exiljahren «ein Trost und eine Hülfe (TB 11. Februar 1934).

Das Tagebuch ist nicht zuletzt eine Demonstration des Durchhaltewillens – das «Trotzdem» war ja immer Thomas Manns Maxime. Auch die Briefe sind Selbstrechenschaft und Selbstgestaltung. Sie machen deutlich, wie Thomas Mann sich selber sieht und wieder gesehen werden möchte. Tagebuch und Briefwerk dienen damit der Unterstützung des eigentlichen Werks.

Alle Anstrengungen Thomas Manns sind auf das Werk konzentriert, es steht im «Brennpunkt des gesamten Ich- und Weltgefühls» (GW XI, 778). Gelingt das Werk, dann fällt alles bloss Ephemere wie Asche ab. Die Forderung nach seiner Makellosigkeit drängt auf Überwindung des Makels der Welt. Gelingt solche Überwindung, dann leuchtet über dem Chaos der Welt der «geordnete Traum».

(Vortrag, gehalten am 29. September 1993 in der Gemeindebibliothek Uetikon am See und am 18. Januar 1994 auf Einladung der Schweizer Botschaft und der Gesellschaft Deutschland – Schweiz in Bonn.)